

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 4 (1900)  
**Heft:** 15

**Artikel:** Die Barettlitochter [Fortsetzung]  
**Autor:** Bosshart, Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573840>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## — Die Barettstochter. —

Novelle von Jakob Voßhart, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

**D**er Zorn entflamme sich in ihm über die Kurzsigkeit der Landesväter, die unter nutzlosem Gezänk die kostbare Zeit vergeudeten, indes der unruhige Nachbar im Westen zum tödlichen Schlag ausholte. Walthard war, es müsse nur einer im Rat auftreten mit dem Mut der Wahrheit und der Stimme der Überzeugung, und das Unheil sei noch abzuwenden; und dieser Eine wollte er sein, und seine Rede sollte zünden, wie das Wort des Propheten Jeremias unter den Thoren des Tempels.

Und er bedachte die Wege und seine Gedanken führten zu Julia zurück. Durfte er in den unruhigen Zeiten ihr Geschick gewaltsam an das seine schmieden? Durfte er einen Frevel an ihrem Herzen begehen? Gab er, im Eifer es zu retten, seinem eigenen Glücke nicht den Todesstoß?

So saß er. Da ward die Helle der Nacht verdüstert, eine Wolke schob sich vor den Mond und langsam schlich unten ihr Schatten über Land und Stadt wie ein streifendes Raubtier oder wie feindliche Heerscharen auf nächtlichem Zuge. Walthard sprang auf, als gälte

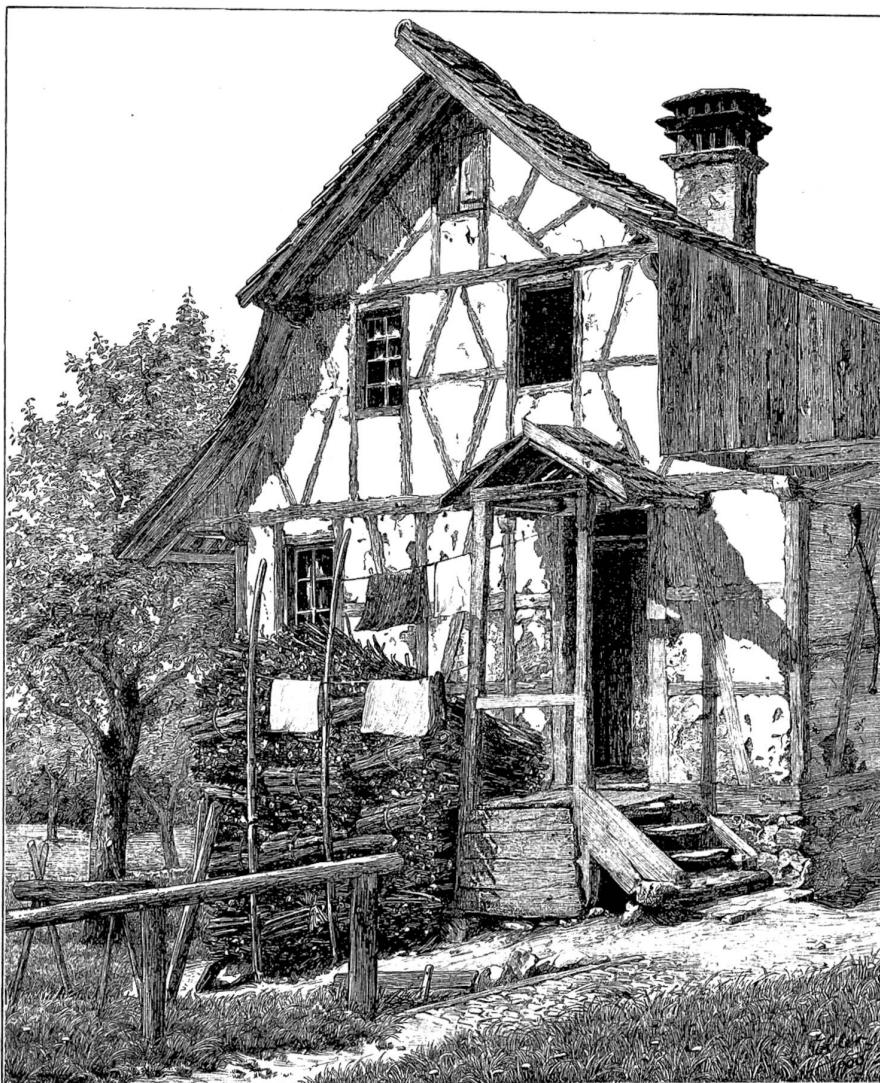
es, sich der dunklen Macht entgegenzuwerfen, und in diesem Augenblicke schleuderte er die letzten Bedenken hinter sich: „Alles, für das mein Herz schlägt, die Liebe und das Vaterland drängen mich zum gleichen Schritt:

Julia werde mein und schließe mir den Ratsaal auf, willig oder unwillig! Dann komme, was kommen mag! Ein Tropf, wer die Würfel unter den Tisch wirft aus Furcht, er möchte schlecht werfen!“

Lange irrte er in jener Nacht vor den Thoren der Stadt. In der lauen Frühlingsluft und im Traumlicht des Mondes nahmen seine Gedanken allmählich eine lieblichere Gestalt an, und als er um Mitter-

nacht durch die stillen Gassen seinem Vaterhaus zuschritt, füllte das süße Sinnen an die Geliebte ganz seine Brust und die Vorzüche, wie er Julia verdienen, und die Pläne, wie er sie halten wolle, stiegen bestreitend und die schlimme Seite der Dinge verhüllend in seinem Geiste auf.

Am folgenden Morgen, als Walthard seinem Vater beim Frühstück gegenüber saß, sprach er munter und



Haus in Schöftis (Wehntal). Originalzeichnung von G. Tobler, Zürich.

fast heiter. Das gefiel dem Blinden nicht. „Er ist seiner Sache sicher“, dachte er, „wenn er sich nur keiner verwerflichen Waffen bedient hat! Sollte er im stande sein . . . ?“

Als der Sohn sich entfernt hatte und Berni wie gewohnt die Bibel aufschlug, sagte der Blinde: „Läß es heute gut sein, Knabe! Schaff mir lieber Hut und Stock herbei und rüste dich selber zu einem Gange.“ Bald darauf verließ der Greis das Haus an des Knaben Hand und schritt die Gasse hinauf, Heideks Wohnung zu. Vor den Beiden her ging langsam der Bernhardiner, sich jeden Augenblick zurückwendend und die treuen Augen besorgt auf den Meister richtend. Berni aber kamen dabei die Bibelworte, die er tags zuvor gelesen hatte, auf die Lippen, und er wiederholte sie für sich, wie er sie behalten und aufgesetzt hatte: „Also lief der Hund voran wie ein Vate und wedelte mit dem Schwanz. Da stand der blinde Vater auf und fing an zu laufen und sich mit den Füßen zu stoßen und bot einem Knaben die Hand . . .“

Es ward Berni bei diesem Gang recht feierlich zu Mute.

Heideks Haus stand offen. Berni führte den Blinden herein; als er aber mit ihm die Treppe emporsteigen wollte, stieß er auf die alte Magd, die auf einer Stufe saß. Sie erhob sich, von den nahenden Fußtritten aufgeschreckt, und hielt den Fremden abwehrend die ausgestreckten Hände entgegen.

„Was ziebst du mich zurück, Knabe?“ fragte der Blinde. Statt des Kleinen antwortete die Magd: „Es ist niemand zu Hause! ich kann niemand herein lassen!“

Galbi, als hätte er sehende Augen gehabt, erwiederte ohne Zögern: „Du weißt es besser, Jungfer Anni! Geh nur deinen Weg, ich finde mich schon selber zurecht.“

„Ach, Herr von Galbi, seid ihr's? O, redet ein gutes Wort für das arme Fräulein!“

„Was geht in diesem Hause vor?“

„Geht und redet ein gutes Wort und fragt nicht, was ihr schon wißt!“

Der alte Galbi ließ sich die Treppe emporführen und sagte dann zu dem Knaben: „Führe mich zur zweiten Thüre rechter Hand. Er pochte, etwas ungestüm, wie es ihm eben in seiner Blindheit geriet. Drinnen hatte man Stimmen gehört, doch der Blinde horchte umsonst auf ein freundliches „herein“. Da tastete er nach der Thürklinke und öffnete ohne Umstände. Auf der Schwelle blieb er mit horchendem Ohr stehen, erwartend, daß man ihn anrede. Derweil blickte Berni in den Raum hinein, dem Bernhardiner nach, der mit freudiger Hast nach dem Fenster trabte, ohne auf das heiße Kläffen eines feisten Möpschens, das ihn verfolgte, zu horchen. In der Fensternische saß Walthard; ein Wolkenschatten

fuhr beim Anblick seines Vaters über sein Antlitz und blieb darauf, und um seine Mundwinkel zuckte es. „Was kommst du meine Pläne zu stören?“ mochte er denken, aber er sprach kein Wort. Von ihm glitten Bernis Augen nach dem alten Heidek, der seitlich auf einem Stuhle saß und ein Stemmeisen und einen Hammer in den Händen hielt.

Heidek schien das plötzliche Erscheinen des Blinden aus der Fassung gebracht zu haben, er sah nach den Eintretenden, wie er etwa nach einem Gespenste geschaute hätte, und rührte sich erst, als der Blinde mit kräftiger Stimme in das Zimmer hineinrief: „Guten Tag! Hat denn dies Haus das Grüßen verlernt?“

Heidek ließ sein Werkzeug auf den Teppich fallen, erhob sich hastig und trippelte auf den Blinden zu.

„Gi, guten Tag, mein Freund! Verzeih, ich habe dich nicht gleich erkannt. Es ist gut, daß du kommst! sehr gut, daß du kommst! Entschuldige die Unordnung ringsum, es geht eben bei mir alles drunter und drüber!“

„Sei unbeforgt wegen der Unordnung, der Blinden Augen sind nachsichtig. Doch, was treibt mein Hund dort? Ist Walthard hier?“

„Ja, hier bin ich, Vater.“

„Oh, es ist zum verzweifeln!“ fuhr Heidek dazwischen, „da drinnen sitzt mein Kind, wie der Fuchs im Bau und röhrt sich nicht und ist taub und wir belagern sie seit einer Stunde. Ich habe eben überlegt, ob ich nicht die Thüre aufsprengen sollte, aber dein Sohn wehrte mir.“

„Da thut er recht daran, aber unrecht thut er, unter diesen Umständen in dem Hause zu weilen und zu werben.“

„Jhn trifft keine Schulb, wir sind einig, ich und er, aber hinter dieser Thür haust ein Troß, ein Troß... Julia, hörst du wohl! Komm' hervor, du Eigensinn!“

Im Zimmer nebenan regte sich nichts; Heidek machte vor dem Blinden Geberden der Ohnmacht und schnitt ein Jammergesicht, als hätte der andere es sehen können.

„Das ist ein nichtswürdiger Auftritt“, sagte der Blinde, das zorngerötete Gesicht nach der Stelle wendend, woher die Stimme seines Sohnes gekommen war; dann rief er in feierlichem Ton: „Julia, dich ruft der blinde Galbi, tritt heraus und habe Vertrauen!“

Da öffnete sich eine Thüre und das Mädchen trat auf, die Schwelle mit sprühenden Augen und fliegender Brust, hoch stand sie da, eine trostige Streiterin, die den Kampf nicht scheut. Walthard sprang von seinem Stuhle auf und seine Augen verschlangen das stolze, herrische Weib und unwillkürlich flog ihr Name leidenschaftlich über seine Lippen: „Julia!“

Sie, seiner nicht achtend, wendete sich an den Blinden und sprach langsam, aber mit leicht bebender Stimme

„Ich habe euch gehorcht, aus Ehrfurcht vor eurem Alter und Unglück, aber versucht nicht, mich mit klugen oder süßen Worten zu überreden: ich bin fest und lasse mich nicht verschachern; böte man mir den Mann, den ich liebe, auf solche Art an, ich wendete ihm verächtlich den Rücken. Ich bin ein Mensch, den Namen gebe ich nimmer preis.“

„Du redest, wie ich es liebe, Mädchen, und nun ich dich gehört habe, bleibt mir nichts mehr zu sagen als: Bleibe standhaft, wie ich dich zu sehen meine. Gerne hätte ich dich als Tochter in mein Hause aufgenommen und es hätte mich ergötzt, deinem Kommen und Gehen und Walten zu horchen. Nun aber man dich einfangen will, wie ein Wild, das man zu zähmen trachtet, rate ich dir zum Troz!“

Julia nahte sich dem Blinden und drückte ihre Lippen auf seine Hand: „Ich danke euch“, sagte sie.

Walthard, in dem der Widerstand die Leidenschaft ansachte, wie der Sturm das Feuer im Holzstoß, eilte auf sie zu und rief mit fiebernden Lippen: „Hör' mich an, Julia! nur ein Wort . . . !“

Sie aber floh in ihr Gemach zurück und zog die Thüre ins Schloß. Ihr Vater drängte sich ihr nach; Walthard aber starrte nach der Wand, hinter der sie war, und seine Augen brannten. „Was ist sie für ein Weib“, stieß er hervor, „ich lasse nimmer von ihr!“

Sein blinder Vater ließ die Hand seines kleinen Führers los und tastete in die Luft, den Sohn suchend, den er in der Nähe wähnte. Walthard wich ihm aus. Da fing der Alte an zu gehen und sprach dabei mit rührender Stimme: „Wo bist du, mein Walthard? Bist du mir verloren und fremd?“

Der Sohn schwieg, er war zu sehr mit sich selber beschäftigt.

Der andere aber ging suchend vorwärts, bis seine Finger an ein Fenster stießen, da stand er still und fragte wieder: „Walthard? Komm!“ Die Antwort blieb aus und wieder hub der Alte an, zum Fenster hinaus-sprechend: „Höre mich, wo du auch sieiest und achte auf mein Wort: Laß ab von dieser Werbung: man fängt das Glück nicht ein mit der Peitsche in der Hand! Einst habe ich dir zu Julia geraten, aber ich meinte nicht, du solltest mit ihr umgehen, wie der Wolf mit dem Lamm. Ich glaubte, du liebest sie, nun sehe ich, daß es rechte Liebe nicht ist: die wird nimmer roh.“

Walthard, hinter dem Vater, protestierte mit einer Geberde, und seine Lippen öffneten sich zum Sprechen, aber die Zähne klemmten sich zusammen und das Wort blieb ihm in der Brust.

„Mein Sohn, verzichte auf das Barett und gib Julia frei, sie wird es dir danken, vielleicht einmal mit Liebe: gib sie frei, wenn sie dir teuer ist. Da ich

weiß, daß dir am Barett gelegen ist, würde ich sagen: laß dich vom Alten in den Rat setzen, ohne die Tochter zu begehrn; aber ich rate das nicht: sieh', dieser Handel widerstrebt meiner Seele und Gutes kann aus ihm nimmer entstehen. Reich' mir die Hand, mein Sohn, und führe mich hinaus, dieses Haus benimmt mir den Atem. Komm', und alles liege hinter uns wie ein beklemmender Traum. Reich' mir die Hand!“

Walthard hörte nicht auf die Worte, dumpf sah er vor sich hin. Da fing der Vater abermals zu sprechen an: „Es sind wenige Tage verflossen, seit wir uns gefunden haben und nun sollen wir uns wieder verlieren? Nein, nein! Komm' in meine Arme, daß ich dich fasse und halte und dich mit meiner Seele umschlinge! Hätte ich noch Thränen, ich vergösse sie, dich anslehdend, aber es bleiben mir ja nur ohnmächtige Worte! Komm', komm' und bleibe mein!“

Der Sohn hatte die Worte wohl nicht vernommen und regte sich nicht; Berni aber, von Schmerz und Mitleid erfaßt, eilte zu dem Blinden und sagte: „Ihr redet ja zum Fenster hinaus!“

„Du hast wohl recht, mein Bübchen, ich redete zum Fenster hinaus“, sagte der Alte und seine Worte klangen so seltsam röhrend und feierlich, daß sich dem Knaben die Kehle zuschnürte, und ihm die Thränen über die Wangen liefen, die der Blinde selber gerne vergossen hätte.

„Du bist ein gutes Bübchen“, sagte der Vater, „du fühlst den Schmerz der andern. Thu' mir nun den Gefallen, mir den Trozkopf zu holen, bring' mir ihn her!“

Berni näherte sich Walthard schüchternen Schrittes und fasste ihn an der Hand. Jener fuhr aus seinem Sinnen auf, aber, die Absicht des Knaben erratend, wandte er sich unwirsch weg: Auftritte, wo Thränen flossen, machten ihn unwillig.

„Er folgt dir nicht? So komm', mein Bübchen, und führe mich dahin, woher wir kamen.“

Wie Berni des Blinden Hand wieder ergriff, merkte er, daß sie zitterte; er drückte sie fester und der Blinde erwiederte den Druck leicht. So verließen sie das Zimmer. Unten auf der Treppe stießen sie auf den alten Heidek.

„Sie ist mir davon gelaufen, zur Thür und zum Haus hinaus! Oh, der Trozkopf! Aber ich werde ihn brechen und dir meine Schuld bezahlen.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging der alte Galdi an ihm vorüber.“

### III.

Fürsprech Ketzler unterbrach den Lauf seiner Geschichte und rückte seinen Stuhl. Die tiefer gesunkene Sonne drang zwischen den untern Asten der Linde, die schwach belaubt und wenig dicht waren, herein und

schaute ihm kecklich in die Augen. Und nun ging es ihm wie einem Webermeister, der an seinem Stuhle sitzt und dem das Schifflein, nachdem es lange emsig gelaufen, einmal an der Hand vorbei und auf den Boden fährt: er hebt es nicht gleich wieder auf, sondern gönnt sich einen Blick zum Fenster hinaus in Garten und Anger.

Indem er mit halbgeschlossenen, leicht geblendeteten Augen durch die Lichtungen im Astwerk schaute, sagte Kefler: „Ich thue ein Unrecht an Ihnen, meine verehrten Gäste! Wir sitzen hier wie die Eulen im Schloßturm: der Lenz guckt zu allen Lücken und Ritzen herein mit lachendem Antlitz und lieblichem Gewande und lockt und winkt und wir sind blind für ihn!“

Die beiden andern schauten nun auch hinaus in den sonnensatten, milden Frühlingstag, der sich zum Abend wandte.

„Ja, er ist verlockend, dieser Lenz“, sprach Snell, „folgen wir ihm und treten wir hinaus in seine gesegnetste Werkstatt, ich meine den Wald.“

„Und wenn Sie dann in dem Blühen und Duften und Grünen noch Lust verspüren, an die Gestalten meiner Geschichte zu denken, so wird meine Advokatenzunge nicht widerspenstig sein: sie hat es wie eine Mühle, so lange es ihr wohl geht, muß sie klappern.“

Die drei Männer erhoben sich und rüsteten sich zum Gehen.

„Es ist ein Jammer, daß das moderne Leben uns zum Naturgenuß so wenig Zeit läßt,“ sagte Georg Büchner, „der Gebildete von heutzutage ist nur da, um Bücher zu schreiben und Maschinen zu erfinden.“

„Und doch tritt einem das Wort Naturgenuß häufiger in die Ohren, als der Stundenschlag der Turmuhr,“ erwiderte Snell, „aber so ist es eben: da der Mensch die Natur nicht mehr recht zu genießen versteht, erfaßt ihn die Sehnsucht nach ihr, wie nach etwas Verlorenem und er fängt an, sie zu suchen und nach ihr zu jagen: aber ihr eigenliches Wesen entgeht der Verwöhnlust seiner Sinne, denen nur das Frappante Eindruck macht, und so wird er zum Sportsmann: Naturgenuß ist sein Schlagwort, aber genießen lernt er nicht.“

„Mir ist das Verhältnis eines Menschen zur Natur ein Maßstab für seine innere Bildung,“ sagte Büchner, den Gedanken weiterspinnend, „wer die Schönheit der Erde zu kosten unterläßt, ist ein Thor, und wer sie nicht kosten kann, ein Tier.“

„Das ist ein stachliges Wort,“ scherzte der Fürsprech. „Auf denn, meine Freunde, damit man es nicht auf uns anwende.“

„Ich möchte unser Ziel etwas höher stecken,“ entgegnete in gleichem Tone der Professor, „fügen wir zum Naturgenuß das Behagen an der Kunst, an der

Kunst der Erzählung; denn glauben Sie nicht, Herr Kefler, daß wir auf den Schluß ihrer Geschichte verzichten werden!“

Lächelnd erwiderte der Fürsprech: „Da Sie Scherz und Ernst als kluger Mann zu mischen lieben, brauche ich Ihr Kompliment nicht abzuwehren; Sie aber durften es wagen, weil Sie sicher waren, nicht auf Eitelkeit zu stoßen. Doch lassen Sie uns nun gehen, Frühlingsabende sind wie schöne Frauen: wer sich um sie zu wenig eifertig bemüht, den lassen sie ihre Kälte fühlen.“

Sich mit heiteren Worten unterhaltend, schritten die drei Männer hierauf gemächlich durch den Garten und bogen dann in die hohe Baumallee ein, die sich leicht ansteigend hinter dem Aareflusse hinzieht, bis sie sich unter den Kronen eines weiten Waldes verliert, oder vielmehr in ein Labyrinth von Wegen und Gängen auflöst. Der Fürsprech führte seine Gäste einen schmalen Fußpfad, der für drei nicht Raum bot, so daß einer hinter dem andern gehen mußte. Diese Marschordnung erschwerte die Unterhaltung; aber wie das Gespräch zu stocken anfing, begann der erste Mann seinen Zauber auf die Gemüter der Wandelnden auszuüben und bald schritten sie, kein Menschenwort begehrend, dahin, mit jener süßen Sammlung in der Brust, die der Waldesfrieden uns gibt, und die Sinne auf das Leben des Forstes gerichtet.

Goldhähnchen und Haubenmeisen zwitscherten und zirpten oben im Geäst oder kletterten flink an den Stämmen auf und ab; aus der Ferne, durch das Gewirr der Stämme gedämpft, scholl das Lied einer Amsel oder der Schlag eines Buchfinken; eine Krähe rauschte aus den Wipfeln, wo sie horstete, herab, flog über die Köpfe der Friedensstörer weg, so nah, daß diese den Wind ihrer Flügel spürten, und weithin krächzte ihr Mahnruf, als sie in etwas schwerfälliger Flug durch die Wipfel emporbrach und oben im Licht ihre Brutstätte umkreiste.

Die Männer mochten etwa eine halbe Stunde lang durch das Hellebunkel des Forstes geschritten sein, hie und da über knorrige Wurzeln strauchelnd, die wie Schlangen über den Weg schllichen, als der helle Tag wieder zu ihnen drang, und sie auf eine Waldlichtung hinaustraten, in deren Mitte ein Wasserriegel lag. Eine Bank, roh aus Asten gezimmert, stand unter einer mächtigen, aber dem Tode versunkenen Eiche, der dem lachenden Lenz zum Troz der Saft noch nicht in die Krone gestiegen war, um die Knospen zu schwelen und zu sprengen. Die drei Naturfreunde setzten sich auf die Bank und betrachteten den lieblichen Ort. Der Fürsprech aber brach das Stillschweigen und sagte: „Auf dem Pfade, den wir kamen, schritt auch Julia Heidek an dem Tage, da sie das Haus und den ungestümen Freier floh. Wir kamen gemächlich, sie aber

hastete, von der Liebe und der Herzensnot getrieben. Ehe sie ging, hatte sie der alten Mami ein Briefchen gesteckt, das sollte sie Dietbert, dem jungen Gerbermeister, bringen. In dem Briefchen aber stand, sie würde ihn beim Teiche im Walde erwarten; die Not treibe sie zu dem unziemlichen Schritte, er solle nicht gering von ihr denken.

Wie Julia dem Walde zuschritt, war ihr, es folge ihr etwas nach und fahre zuweilen mit böser Hand über ihr

Haupt weg: das Unglück mußte es sein, das ihr an der Ferse war. Sie suchte die trüben Gedanken den Winden zu überlassen, die sich übers Feld trieben, leichte Wolken schatten vor sich her jagend; aber sie wurde der Sorgen und Ahnungen nicht ledig, und ihr Antlitz stimmte übel zusammen mit dem leuchtenden Frühlings- tag, der vom Himmel zur Erde flutete und über diese

hin, Stadt und Land im Lichte badend.

Als sie in den Wald trat, war es ihr wie eine Erlösung: in dem milden Dunkel, das von den Tannen und Kiefern herabdämmerte wie ein feiner Flor, fühlte sich ihre Seele heimischer, als draußen in dem glitzernden Tag. So ist das Zwielicht dem kranken Auge exträglicher, als der leuchtende Himmel.

Juliens Schritte wurden langsamer, ein bißchen Waldesfrieden drang ihr in die erregte Brust und die Sorgen lösten sich nach und nach in süße Träume auf. Das Unheil, dessen Fuß sie draußen gehört und dessen

Faust sie gefühlt hatte, wagte nicht, ihr durch das Gewirr der Stämme zu folgen, dafür gesellte sich schüchtern eine andere Weggefährtin zu ihr: die Hoffnung.

So gelangte das Mädchen zu dieser Waldlichtung. Als ihr der helle Tag wieder ins Gesicht leuchtete, fuhr sie erschreckt zusammen, hielt die eine Hand vor die Augen und griff mit der andern ans Herz.

Sie kannte sie wohl, die Stätte, wo sie Dietbert erwarten wollte: das Stück Himmel, das zwischen den

Waldeskronen herein dringt, von den Resten zerfetzt wird und doch leck und frohlockend auf die Erde springt, hinab zu der Quelle dort, die wie schäumender Wein aus dem Boden sprudelt und sich zu einem Teiche breitet. Julia liebte den waldumrahmten Spiegel. Wie oft hatte sie darin die Bläue des Himmels beguckt und die Wolken, die darüber wandelten und die Eichen und



Motiv aus dem Wehntal. Originalzeichnung von E. Tobler, Zürich.

Buchen und Tannen, wie in bunter Mischung um diese Stätte ragen, jede meinend, sie sei die schönste und vornehmste, und steige leichter als alle andern wolkenwärts, und bringe im Spiegelbild tiefer als die übrigen in die Geheimnisse der Unterwelt hinab. Gerne verfolgte sie das Wasser, das sich bescheidenlich in eine enge Rinne schmiegt und, vergnüglich murmelnd, dem Waldesfrieden und Waldeskunkel zufließt, hic und da in harmloser Neckerei ein Tröpfchen nach den Gräsern und Butterblumen werfend, um sie zu erschrecken, gerade wie der Dorfbrunnen etwa einem Kinde, das ihm zu

nahe tritt, unversehens einen kalten Strahl ins Gesicht und ans Schürzchen spritzt.

Wie hätte die lauschige Stätte ihren Zauber nicht auf Julia ausüben sollen? Sie hatte sie einst gefunden, als sie von Hause weggelaufen war, mit einem jener Schmerzen beladen, die uns Alten mit den abgehärteten Häuten federleicht erscheinen, für Kinder aber schwer sind, wie Lasten, die wir im Traume heben sollten. Sie hatte sich damals neben der Quelle ins Gras geworfen, sich die verweinten Augen mit dem lauteren Wasser klar gewaschen und war wieder froh geworden, ehe sie sich's versah. Und seither hatte sie manchmal ihren Gram da hinausgetragen, und es war ihr immer gleich gut ergangen; die Quelle war ihre Trosterin, selbst in den bösen Tagen, da man ihre Mutter der Erde übergab. Sie bog sich nun, wie einst, zu ihr hinab, und ließ sich die kühlen Flüten durch die Finger fließen, und dabei stieg nach und nach die Erinnerung an all das Weh in ihr auf, das ihr die Wellen schon hinweggespült hatten, hinweg und hinein in das geheimnisvolle Rauschen des Waldes, in dem es sich verlor, wie sich das Rascheln eines fallenden Blattes darin verliert. Wie die Vergangenheit so an ihr vorbeifloß und ihr ins Gedächtnis rief, daß auf düstere Stunden immer heitere folgen, fand sie ihr tapferes Herz wieder, und ihr Auge öffnete sich für die Lieblichkeit und den Frohsinn dieser Stätte. Alles war damals, wie es jetzt ist, meine Freunde, ich brauche es Ihnen nicht zu schildern. Selbst die junge Tanne fehlte nicht, auf die ein Amselpaar sein Nest gebaut; das Männchen saß wie jenes dort auf einem Zweige, der sich unter ihm bog, und flötete sein Lied in die Wipfel hinauf, dem brütenden Weibchen und dem erklingenden Walde zur Lust. In der Ferne antwortete eine Drossel, die Nachtigall unseres rauhen Landes — Sie hören sie noch — und

ihre Weisen schollen herüber wie ein altes Lied, das man meint selber einmal gesungen zu haben in freundlichen, knospenden Tagen.

Julia hätte in das Amsel- und Drossellied einstimmen mögen; sie warf den Kopf fast trotziglich zurück und sagte sich: „Was soll ich mich ängstigen und quälen? Bin ich nicht frei wie der Vogel auf dem Ast? Liebt mich Dietbert nur, wie der Sänger dort sein Weibchen, so ist alles gut! Wird mir mein Vater weh thun? Er hat sich noch nie ernstlich zwischen mich und mein Glück gestellt und wird im Silberhaar nicht beginnen, was er im braunen ließ.“

So sprach sie sich guten Mut zu und ward wieder heiter. Sie gewährte nun auch die von den Frühlingslüsten herausgelockten Blumen, die damals wie jetzt in dieser Richtung dicht beisammen standen: Anemonen färbten den Boden weiß, wie der Schnee, der noch vor wenigen Wochen dagelegen; hochgestielte Schlüsselblumen, fettgelbe und blaße, standen gewichtig beisammen, wie Berner Bürger vor dem Rathaus, während die bleichen Rispen des Schaumkrautes sich bescheiden abseits hielten, wie es minderen Leuten geziemt, und die verschlafenen Butterblumen die schweren Häupter zum Wasser senkten, weltabgewandt.

Julia suchte die schönsten Blumen zusammen und wand sich einen Kranz, von Zeit zu Zeit in den Wald hineinhorend, ob der, den sie schmücken wollte, noch nicht komme. Aber er säumte lange; die Blumen des Kranzes verwelkten und sie wand einen zweiten; Mittag war lange vorüber und die Wehmuth fand den Weg nach der Richtung im Walde. Um sie nicht Gewalt gewinnen zu lassen, hielt ihr Julia ihre Liebe entgegen; aber dieses Mittel erwies sich nicht als kräftig genug. „Ich kenne Dietbert zu wenig,“ sagte sich das Mädchen besorgt, „wenn ich ihn anders fände, als ich ihn mir denke!“

(Fortsetzung folgt).

### ➡️ Für Sie! ⏴

Wir trugen viele Blumen mit nach Haus,  
Die wir gepflückt im Wald und auf der Haide,  
Und abends saßen wir und wählten beide  
Aus welkem Laub die frischen Blüten aus.  
Noch seh' ich ihn! Liebreich war die Gebärde  
Mit welcher dieser hohe, stolze Mann,  
Der herrisch und unnahbar scheinen kann,  
Zu sich erhob ein Frühlingskind der Erde.  
Wie er so stumm mit zarten Fingern las  
Weißdorn und Haidekraut, vergeß ich nie,  
Wie er sie stellte in ein Wasserglas  
Dieweil auf seiner Stirne stand: „Für Sie!“

Mir war's, ich hätt' ihm tief ins Herz gesehn.  
Nun wußt' ich's: alle, die oft hart ihn nannten,  
Sie waren blinde Thoren nur, und kannten  
Nicht seine Art, mit Blumen umzugehn.  
Nun wußt' ich's: wie ein herbstlich goldner Morgen  
Lag seine Seele noch im herben Duft,  
Tief innen lagen, wie in einer Gruft,  
Wohl ungeahnte Schätze noch verborgen.  
Und alles, was an ihm so sanft und zart,  
Das sahn die fremden eitlen Menschen nie,  
Es stand im Dunkeln sorglich aufbewahrt  
In einem tiefen, heil'gen Kelch: „Für Sie!“

Isabelle Kaiser, Beckenried.